

Monatsblätter.

Herausgegeben von der
Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Postcheckkonto Berlin 1833.

Der Nachdruck des Inhaltes dieser Monatsblätter ist unter Quellenangabe gestattet.

Der Betrieb der **Bibliothek** (Karkutschstraße 18, Königl. Staatsarchiv) muß sehr eingeschränkt werden, da Herr Archivar Dr. Grotefend zur Fahne einberufen ist. Etwaige dringende und eilige Wünsche werden jedoch gern durch Herrn Dr. Grotefend sowie durch die Herren Beamten des königlichen Staatsarchivs, soweit es ihre dienstliche Zeit gestattet, erfüllt werden. Zuschriften und Sendungen an die Bibliothek sind nur an die oben angegebene Adresse zu richten. Die neu eingegangenen Zeitschriften liegen im Bibliothekszimmer zur Einsicht aus.

Adresse des Vorsitzenden: Geheimrat Dr. Lemke, Pölitzerstraße 8.
 „ des Schatzmeisters: Konsul Ahrens, Pölitzerstraße 8.
 „ des Bibliothekars und Schriftleiters: Königl. Archivar Dr. Grotefend, Deutschstraße 32. Fernruf 3000.

Das Museum der Gesellschaft befindet sich in dem **Städtischen Museum** an der Hafenterrasse und ist während der Sommermonate geöffnet: Mittwoch und Sonnabend 8 bis 6, Sonntag 11 bis 1, 4 bis 6. **Der Eintritt ist kostenfrei.** Der Studiensaal ist während der oben angegebenen Zeiten sowie Montags und Freitags 8—10 geöffnet.

Wir bitten dringend, uns von Wohnungswechsel sowie Änderung der Stellung und Titulatur möglichst bald Nachricht zu geben, damit in der Zustellung der Sendungen keine Störung eintritt. Beschwerden über Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sind an den Vorstand, nicht an die Schriftleitung zu richten.

Damit unseren auswärtigen Mitgliedern die Portokosten erspart bleiben, haben wir uns dem Postcheck-Konto angeschlossen. Die auswärtigen Mitglieder bitten wir daher, den **Jahresbeitrag** von 8 Mark mittelst Zahlkarte auf unser Postcheck-Konto Nr. 1833 Berlin einzusenden zu wollen.

Auf den anliegenden **Aufruf** betr. das **Robert-Prutz-Gedenkbuch** wird **empfehlend** hingewiesen.

Rudolph Abel †.

Am 12. Juni ist der Geheime Kommerzienrat Rudolph Abel im 81. Lebensjahre aus einem an Arbeit und Erfolgen reichen Leben geschieden. Unserer Gesellschaft hat er seit dem 27. Oktober 1866, also fast 50 Jahre angehört, dem Beirate mehr als 25 Jahre, und hat in diesem das Amt eines Rechnungsprüfers versehen. Ausgezeichnet durch liebenswürdiges Wesen, weiten Blick und reiche Erfahrung hat er uns in der Verwaltung mit flugem Rate zur Seite gestanden und wesentliche Dienste geleistet, für die ihm die Gesellschaft zu dauerndem Danke verpflichtet ist.

Der Vorstand.

Aus einem Tagebuch über die Belagerung Stettins i. J. 1813.

Von Pastor G. F. A. Streckler.

Der Schreiber des im folgenden wiedergegebenen, interessanten Tagebuches über Stettins schwere Zeit i. J. 1813 war Johann Gottfried Niese mann, geboren zu Stepenitz am 15. Juni 1795 als Sohn des dortigen Fuß- und Waffenschmiedes Johann Gottfried N. Er war in der Zeit vom 7. November 1810 bis 1815 Apothekergehülfe zu Stettin, und zwar bei dem Hofapotheker Thiemann in der Fuhrstraße, wie aus seinem unterm 18. September wiedergegebenen Briefe und aus andern Stellen des Tagebuches hervorgeht, und starb am 13. Juni 1833 als Apotheker in Neutwarp. Er hat während der ganzen Zeit der Belagerung Stettin nicht verlassen; seine gleichzeitig gemachten Aufzeichnungen sind daher als die eines Augenzeugen immerhin für uns von Wert, wenn sie auch nur mehr das Kleinleben der Stadtbewohner wieder spiegeln.

Das im Besitz des Pastors Streckler zu Britter, Kreis Ulfedom-Wollin, befindliche Tagebuch ist leider unvollständig; sowohl am Anfang wie am Ende sind Blätter herausgerissen.

* * *

Tagebuch.

Den 16. April 1813.¹⁾ Schon gestern Nacht hatten die Preußen eine und heute Nacht die zweite Schanze vor Pomerensdorf aufgeworfen. Ein Gegenstand, bei dessen Anblick wir aufs neue belebt wurden, und der uns unsere Freude, daß der Waffenstillstand mit dem heutigen Tage abgelaufen sei, verdoppelte. Denn bis jetzt waren wir in großem Zweifel, ob es nicht noch länger wie gerade bis heute dauern würde, da es in der Zeitung geheißen hat, daß der Waffenstillstand bis zum 10. d. M. nach sechstägiger Kündigung verlängert würde. Doch hatten wir uns wieder getäuscht, denn

Den 17. August 1813 war alles ganz ruhig, die neu aufgeworfenen Schanzen schienen mehr, um das Lager zu decken, als um die Stadt zu beschießen gemacht worden zu sein. . .

Den 19. August 1813. Wider alles Vermuten wurde heute in der Stadt ausgesprengt, daß die Feindseligkeiten angehen würden, und es wurde daher denen, so sich zum auswandern gemeldet und zum 20. oder 21. erst herausgelassen werden sollten, bekannt gemacht, daß man sie schon morgen herauslassen würde.

Den 20. August 1813. Die Preußischen Vorposten standen heute der Stadt weit näher als sonst, und daher kam es auch, daß schon ganz frühe bei Grabow ein kleines Gefecht stattfand, wobei die Preußen aber ihren angenommenen Standort behaupteten. Die schönen, hohen Pappeln im Welthusenchen

¹⁾ Die Eintragung zu diesem Tage ist vermutlich nachgetragen. Die fortlaufenden Aufzeichnungen beginnen erst mit dem 17. August.

Garten¹⁾ wie auch mehrere Obstbäume wurden von den Franzosen heruntergehauen, und das Haus selbst fing man schon zu demoliren an.

Den 21. August 1813. Auf Befehl des Gouverneurs wurde sowohl durch öffentliche Blätter als auch durch die Ausrufer bekannt gemacht, daß binnen 24 Stunden die Pr. National-Cofarde oder, wie sie von den Franzosen benannt wird, „das Zeichen der Empörung“ verschwunden sein mußte

Den 25. August 1813. Schon um 6 Uhr heute Morgen frühe waren alle Häuser des Torneys von den Franzosen in Asche gelegt worden, und ein neuer Befehl, den der Gouverneur bekannt machen ließ, lautete: daß kein Mensch nach elf Uhr Licht in den Zimmern brennen sollte; ferner, daß die Nachwächter weder rufen noch knarren dürften. Nachdem man es eine ganze Stunde schießen gehört hatte, fingen um 1 Uhr in der Nacht des Müller Schmidt und Rambow's (?) Mühlen zu brennen an

Den 27. August 1813. Sowohl in vergangener Nacht als auch heute früh hörte man eine starke Kanonade bei Damm. Obgleich dies nicht selten ist, so habe ich es aber noch nie so anhaltend als heute gehört.

Den 28. August 1813. Einzelne Schüsse hört man sowohl bei Damm als auch hier um die Festung hallen, ohne daß aber auch etwas weiteres geschieht. In vergangener Nacht sind die Pr. Jäger bis an die Rakifaden gewesen und kündigten durch die Hörner ihre Gegenwart so deutlich an, daß man es bei uns in der Stube hören konnte.

Den 29. August 1813. Meiner Abrede mit Herrn Möck gemäß eilten wir um fünf Uhr der fast verblühten Flora der Lastadie zu, und folgendes sind die Exemplare, so ich fand Nachdem ich sie eingelegt, nominirt und klassifizirt hatte, kleidete ich mich an, um gegen halb elf Uhr der Kirche beizuwohnen. Es predigte der fr. Prediger Riquet, der zu seinem Thema Verse aus verschiedenen Capiteln der heiligen Schrift gewählt hatte, als: „Das Leben des Menschen ist ein immerwährender Zweikampf“ und „Wer da stehet, der sehe ja zu, auf daß er nicht falle“, „Denn der Geist ist willig, das Fleisch aber schwach“. Diese drei Stellen waren so schön und auf unsere gegenwärtige Zeit so passend ausgearbeitet, daß sich fast keiner der Thränen erwehren konnte. Selbst diejenigen, so bis gegen das Ende der Predigt unempfindsam gewesen waren, wurden gerührt und brachen in Thränen aus, als er das einzige und gewiß kräftige, gegen alle unsere Trübsale und Leiden wirkende Mittel, nämlich das Gebet oder die wahre Erhebung des Herzens zu Gott aussprach. Nach beendigtem Gottesdienst, der bis 1/21 dauerte, erwartete mich

¹⁾ Von der Oberwieß (Bahnhof) bis nach Fort Preußen reichend. Vgl. G a e b e l, Die Belagerung von Stettin i. J. 1813, S. 60. B e h r m a n n, Grönlunds Tagebuch (Vall. Stud. N. F. 13 S. 77).

schon ein delikates und mit Geld nicht mehr aufwiegbares Mittagmahl, nämlich Hühnersuppe mit gleichem Fleische, Nüsse und Reis, die meinem Magen eine wahre Labung gewährte Die Nacht war für viele sehr beunruhigend, denn mit dem Glockenschlag 10 fiel die erste Granate an der Vollenstraßen-Ecke¹⁾ und beschädigte mehrere Häuser bei ihrem Zerplatzen. Um 11 Uhr ging ich nach dem Boden und sehe, wie noch drei Haubizen bei mir vorbei nach der Oder, dem Puiffon'schen²⁾ und dem Roßmarkt hin leuchtend zischten. Das Haus des Conditors Puiffon war am meisten beschädigt, da beim Zerplatzen der einen Haubize kein Stein auf dem andern liegen geblieben ist.

Den 30. August 1813. Heute überzeugte ich mich von der Kraft der Haubizen, die am Roßmarkt und an der Luisen- und Vollenstraßen-Ecke geplagt waren . . . Um Augenzeuge von dem Schießen und Granatenwerfen zu sein, brachte ich diese Nacht unausgekleidet auf dem Zimmer unserer Gehülfsen zu. Aber mit vielem Mißvergüßen sah ich den Morgen anbrechen, denn es war weder von den Schweden noch den Preußen etwas getan worden.

Den 31. August 1813. Was in vergangener Nacht zu wenig geschossen war, wurde in dieser doppelt gut gemacht, und nur Schade, daß dabei das Eigentum der Einwohner immer in Anspruch kommt. So zeichneten sich zwei 24pfünder, wovon die eine nach dem Klosterhofe und die andere nach der Frauenstraße kam, durch ihre Zerstörungen sehr aus. Auch beliebte es einer Buchsenkugel, sich dem Bette unserer Dem. Fetzchen so zu nähern, daß sie beim Zurückprallen an der Wand noch unter ihre Bettstelle zu trundeln vermochte.

Den 1. September 1813. Das Kanonieren fing diese Nacht aufs Lebhafteste an, und die Haubizen, wenigstens zerplagte Stücke davon, kamen uns sehr nahe und flogen in die Häuser unserer Nachbarn, sowohl zur linken als zur rechten Hand, sodasß mein Prinzipal mit seiner Familie in der untersten Etage des anderen uns angehörigen Hauses³⁾ zu wohnen beschloß. In der Vollenstraße war eine Haubize in ein Fenster des obersten Stockwerkes geflogen, hatte aber nicht Kraft genug gehabt, durch die Decke zu dringen und blieb, da der Zünder auch erloschen war, ruhig liegen, bis sie vom Pol. Serg. Duffles abgeholt und, nachdem er sie uns gezeigt hatte, zur Oder transportirt wurde. Ihr Gewicht betrug 25 Pfund.

Den 2. September 1813. Mein Prinzipal wollte seine Familie der Gefahr nicht aussetzen, noch eine Nacht in dem

¹⁾ Jetzt Roßmarktstraße, zwischen Großer und Kleiner Domstraße.

²⁾ Grönlund nennt es „Boiffons Haus am Roßmarkt“ (Wehrmann, a. a. O. S. 92). Puiffons Haus war das Eckhaus der Luisenstraße und des Roßmarktes, gegenüber dem Wolfenhauer'schen Hause.

³⁾ Hofapotheker Thiemann besaß die Häuser Nr. 627 und 628 in der Fuhrstraße.

zweiten und dritten Stockwerk logiren zu lassen, und es wurde daher schon heute die unterste Stube zum wohnen eingerichtet und mit ein Paar ein Fuß dicken Fensterladen versehen. Doch blieb es diese Nacht ruhig, und man hörte außer ein Paar Gewehrschüssen, die gleich nach 10 Uhr fielen, weiter keinen Schuß. Man will dies auf die drei Parlamentäre deuten, die heute von Preußischer Seite vor Fort Preußen gehalten haben sollen.

Den 3. September 1813. Heute wurden auch unsere Apothekenfensterladen angeschlagen, die wie die vorigen aus 8—12 zwölfzölligen Balken Holz bestanden. Zwei von diesen Stücken Holz waren mit Hespren versehen und gaben, wenn sie zurückgeschlagen wurden, so viel Licht, als man, um unsere kleinen Geschäfte zu verrichten, nur nötig hat . . .

Den 4. September 1813. Obgleich es in vergangener Nacht um die Stadt herum sehr still war, so hörte man eine desto schrecklichere Kanonade beim Zoll und bei Damm. Es dauerte bis am Morgen 6 Uhr, und man konnte des Pulverdampfes wegen weder die Schiffe auf dem Damm'schen See noch Finkenwalde und am wenigsten den Zoll und Damm sehen. Aber die Berge und überhaupt die Heide bei Finkenwalde machten das Kanonieren um desto furchtbarer, und es glich einem immerwährenden in der Luft umherziehenden Gewitter. Es sollte schon gestern eine Auswanderung stattfinden, die aber, da sie widerrufen wurde, zu morgen festgesetzt ist. Minna Brosen und der Chirurg Schiffer befanden sich auch unter den zu morgen Auswandernden; letzterer, der mir einen Brief nach meinen Eltern hin mit herauszunehmen versprach und bald zu haben wünschte, wurde binnen einer halben viertel Stunde besorgt und hielt höchstens 5—6 Zeilen in sich, da er nicht versiegelt werden durfte. Am Abende half ich unser Comtoir und Flurfenster mit Holz verrammeln.

Den 5. September 1813. Die zu heute bestimmte Auswanderung ging zur bestimmten Stunde um 7 Uhr vor sich. Sie war die größte und zugleich die traurigste, die je stattgefunden hat. Ich war auch zugegen und konnte nicht ungerührt bleiben, als ich hunderte von Familien jammern, Kinder von allen Gattungen und Jahren schreien und das Gefurre (!) mehrerer 40 bis 50 mit Menschen bespannter Wagen auf dem engen Platz am Berliner Thor hörte. Selbst der Chirurgus Willke, so die Hälfte seiner Kinder fort begleitet hatte, äußerte in der Apotheke, daß er in sich einen Mann zu finden geglaubt habe, sich heute aber eines anderen überzeugt hätte, da er bei dem Anblick einer so traurigen Scene hätte weinen müssen gleich einem alten Weibe. Unter den Wagen, deren Anzahl gewiß einige 50 betrug, befanden sich nur höchstens drei mit Pferden bespannt, die aber auch nicht weiter als bis zu den äußersten franz. Vorposten durften. Die Wagen selbst, so von Menschen gezogen wurden, waren sehr verschieden, teils kleine Kinderkutschen, holsteiner Wagen,

Kollwagen, ja sogar mit Achse und Rollen versehene große Frankfurter Kästen.

Den 7. September 1813. . . Schon seit mehreren Nächten und Morgen sind die Blokfirenden ganz ruhig gewesen, und man schließt hieraus um desto gewisser, daß ein wirklicher Waffenstillstand zwischen diesen und der Festung stattfindet.

Den 8. September 1813. Die unerwartet lange Blokade der Stadt verursachte nicht allein Mangel an Nahrungsmitteln sondern auch an vielen zur Bequemlichkeit dienenden Sachen und erstreckte sich sogar auf die Bündhölzer. Mein Prinzipal, der gern dergleichen zu haben wünschte, für Geld aber keine bekommen konnte, trug mir auf, ihm eine Vorschrift zu verschaffen. Ich ging zu Gerrmann, der mir außer der im Hermbs[ä]dt's] Bulle[tin]¹⁾ angegebenen auch die seinige mittheilte.

Den 9. September 1813. Ich selbst war eines Feuerzeuges benötigt, und da mir die Bündhölzer zu schwierig, wenigstens zu mühsam zu verfertigen schienen, so bereitete ich mir eins aus Phosphor

Den 11. September 1813. Da wenig oder fast gar kein Zucker mehr zu haben ist, so fangen mehrere an, aus Stärke Zucker, besonders aber Syrup zu verfertigen. Das Pfund wird mit 20 gr. Courant bezahlt.

Den 12. September 1813. Unsere vier Mann starke Exekution, die wir wegen Zahlung von 300 Thl. für einen desertirten Holländer schon seit drei Tagen haben, nimmt jetzt mit Geld, pro Mann 12 gr. Courant den Tag, vorlieb. Der G. Gouverneur läßt sich dieser Sache halber nicht sprechen. Eine eingereichte Schrift ist noch nicht beantwortet, und so scheint es, als werden wir noch lange von diesen unsauberen moskowitischen (!) Gästen geplagt werden

Den 13. September 1813. Um 8 Uhr heute Morgen fingen die Preußen rund um die Stadt herum zu victorisiren an. Um das Militär, auch wohl die Bürger zu täuschen, so fingen gleich darauf auch die Franzosen an, aus 24 p[un]dern zu schießen und Bomben zu verfeuern. Sie richteten ihre wenigen metallenen Mörser am Frauentore²⁾ auf die Bredow'sche Schanze. Vergebens, denn diese erreichten kaum den Fuß des Berges und wurden wohl mehrerentheils in der grünen Wiese erstickt. Die Preußen verhielten sich ruhig und bewiesen in der Nacht

den 14. September 1813, daß sie mit ihren Bomben herreichen könnten. Eine zerplante beim General Dufresse im Landhause und zwei am Paradeplatz und Engl. Hause.³⁾

Den 15. September 1813. Obgleich schon seit einigen Wochen Pferde geschlachtet werden sollten, so unterblieb es doch noch bis heute, wo dreißig theils blinde, theils lahme und

teils rothige ausgewählt und dem Schlachthause zugeführt wurden. Die Distribution derselben wurde aber erst

den 16. September 1813 vorgenommen. Einige haben es geessen, andere aber fortgeworfen oder zum Ragen-Angeln benutzt. Die Zungen als das Delikateste von den Pferden haben dem Gouverneur müssen übergeben werden.

Den 17. September 1813. Heute wurden aufs neue 15 Stück schon bessere Pferde geschlachtet. Das Weinverkaufen vom Militär hörte in diesen Tagen ganz auf, und 50 Thl. oder 14 tägiger Arrest in Fort Preußen war denen diktiert, die sowohl Wein kaufen als verkaufen. Diejenigen konnten sich freuen, die schon Dyhoste voll, das Quart zu 7—8 auch 10 gr. Münze gekauft hatten.

Den 18. September 1813. Ich benutzte den Abend wie auch den Morgen des 19. September und des 20. September 1813, um einen Bogen großen Brief nach Hause zu schreiben, dessen Inhalt verschieden, aber hier aufzuzeichnen doch merkwürdig genug ist: „Theuerste Eltern.

Obgleich das traurige Loos, die Seinigen auf diese schreckliche Art getrennt zu sehen, nun auch meine Schwester treffen wird, so bin ich doch sehr erfreut, daß Ihnen durch selbige eine sichere Nachricht von unserer gegenwärtigen Lage zu Theil wird. Ich bin zu sehr überzeugt, wie bekümmert Sie um uns gewesen sind, und bitte Sie nur künftig die Hälfte von dem zu glauben, was von den Schreckensverbreitern beim Herauswandern ausgesprengt wird. Freilich sind die verübten Mordbrennereien und Greuelthaten schrecklich und furchtbar, doch ist noch keine halbe breite Straße in Asche gelegt, und was die Nahrungsmittel anbetrifft, so verhungern die noch zurückgebliebenen Einwohner sobald nicht. Die Nahrungsmittel selbst sind schlecht und höchst einfach, denn wenige Hülsenfrüchte und Brot sind alles, was man in den besten Haushaltungen antrifft. Von Butter, Schmalz oder gar Fleisch darf nicht die Rede sein, und ist Fett bei diesem oder jenem Gerichte durchaus notwendig, so sind Ruß-, Mohn- oder Baum-Öl die Stellvertreter. Selten findet es statt, daß unter der Hand von den französischen Schlächtern etwas Rind- oder Hammelfleisch verkauft wird, und jetzt ist dies noch gar gefährlich, da man statt dies oft ein Pfund Hunde- oder Ragenfleisch mit 12 Gr. Courant bezahlt. Seitdem der General Labassée anfängt, Ragen zu fressen, oder seit der sogenannten Ragen-Fête sieht man fast keine Ragen mehr, obgleich sie von den mit Besenstielen bewaffneten Bürgern aufs eifrigste verteidigt werden. Was die Hunde anbetrifft, so soll ihr Fleisch ebenso schön schmecken, und sind auch nicht weniger den Angriffen der Franzosen unterworfen. Das Pferdefleisch, so vor beinahe 8 Tagen geschlachtet wurde, muß doch nicht sonderlich behagen, indem es von vielen bloß zum Ragen-Angeln vermittelst großer Haken benutzt wird. Von dem Geschmack aller unserer frischen Fleischsorten habe ich mich

¹⁾ Hermstädt war Professor der Chemie und Pharmazie zu Berlin 1791—1833.

²⁾ Am Ausgang des Klosterhofes.

³⁾ Ein Gasthaus in der oberen Breiten Straße.

zu überzeugen noch nicht Gelegenheit gehabt, indeß sollen sie nicht gar zu übel schmecken. Für diejenigen Einwohner sieht es traurig aus, deren Nahrungsmittel aufgezehrt sind, die gegen das frische Fleisch Aversion haben und vom Gouverneur nicht aus der Stadt gelassen werden. Denn zu kaufen kann man nichts mehr bekommen, und das wenige, so noch zu haben ist, muß mit Geld aufgewogen werden. Oder wer glaubt es wohl, daß eine Ente mit 4 Thl., ein Huhn mit 3 Thl., ein Ei mit 3 Gr., ein Scheffel Weizen mit 12 Thl., eine Meße Weizenmehl mit 12 Gr., eine Meße Erbsen 2 Thl., ein Pfund Speck 2 1/2 Thl. und ein Pfund Schrotbrot mit 2 Gr. bezahlt wird? Nach Zucker, Kaffee und Syrop darf man fast garnicht fragen, weil nirgends welcher zu haben ist, denn ein einziger Kaufmann verkauft nur welchen, das Pfund zu 3 Thl. Courant. Da man meint, daß dieser Zustand noch ein par Monate fort dauern kann, so haben wir uns schon bei Zeiten eingeschränkt, und unsere täglichen Speisen sind: morgens um 7 Uhr Biersuppe mit ein Stück selbst gebackenes feines Brot; um 10 ein Stück Schrotbrot mit Rummel und Salz; zu Mittag Klöße, Erbsen, Linsen, Grütze mit Bier und Reis mit Wein; nachmittag um 4 ein Stück Schrotbrot mit Rummel und Salz und zum Abendbrot ein dito mit künstlichem Schmalz. Mein Prinzipal ist ein zu sorgsamer Hausvater, als daß er nicht hätte bei Zeiten so viele Nahrungsmittel anschaffen sollen, um mit seiner Familie bis aufs Äußerste auszuhalten zu können. Da aber beim Öffnen der Thore durch die große Menschen-Masse, so auf einmal hereindringen, eben diese Theuerung beibehalten wird, so läßt Sie der H.C. Hof-Apotheker wie auch seine Frau Gemahlin ersuchen, doch schon jetzt einen halben Wispel Kartoffeln und womöglich einen halben Scheffel Bollen für uns aufzukaufen und mit der ersten Gelegenheit herzuschicken. Sollten Sie vielleicht nicht Gelegenheit haben, den ganzen halben Wispel auf einmal mit dem zuerst abfahrenden Boote herzuschicken, so würden Sie uns doch sehr gefällig sein, wenn es auch fürs Erste nur ein par Scheffel wären. Vor etwa 4 Wochen aßen wir das letzte Gericht Kartoffeln, die Meße zu 6 Gr. Courant; seitdem habe ich keine mehr gesehen, und man würde für einen Scheffel hundert Thaler bieten können, so würde er doch nicht herbeizuschaffen sein. Ihren Geburtstag, geliebteste Mutter, der auf den 19. als am vergangenen Sonntag fiel, suchte ich auf eine ganz eigene Art zu feiern. Denn die Frühstunden, so ich sonst zur Fortsetzung meines Tagebuches anwende, brachte ich heute unter mannigfaltigen Gedanken, Gebeten und Danksgungen für Ihre Erhaltung im Bette zu, bis mich das Geläute der Glocken zur Kirche rief. Es predigte heute der franz. Prediger Riquet über die im 122. Psalm aufgezeichneten Worte: Friede müsse sein in euern Mauern, und Friede müsse sein in euren Palästen. Der Text war schön gewählt, dürfte aber nicht mit dem von

unserem König gewählten gleichstimmen; und durch das Ganze seiner Rede wußte er zu beweisen, daß nur dann ein wahrer Friede in unseren Staaten, unseren Palästen und in unseren Hütten stattfinden könnte, wenn wir zuerst Frieden mit Gott hätten d. h. wenn wir uns dem unterwerfen, was Gott und Geseze von uns verlangen. Oder, erwähnte er, was wird es uns helfen, wenn wir nach Jahren eben so sündlich wie vorher sind, nicht Vertrauen auf Gott setzen, mit Religion Spötereien treiben und uneins den Kampf beginnen? Oder sind wir nicht durch die Erfahrung belehrt worden, daß es nur durch vereinte Kräfte und Mut, nicht aber auf uneinige Menschenmassen ankommt? Und entspringt endlich dies nicht alles daraus, daß nicht jeder einzelne bedacht ist, Friede mit Gott, Friede in seiner Seele zu haben? — Noch muß ich bemerken, daß diese gut ausgearbeitete Rede durch die victorisirenden Preußen sehr verschönert wurde; denn als wir gerade im Begriff waren, Sieg und Frieden von Gott zu erflehen, so wurde uns dieser durch den Kanonendonner so verkündigt, daß der Prediger einige Minuten zu reden aufhören mußte, die Scheiben zu klirren anfangen, und fast ein jeder vor Freude und Aufregung weinte. Am Nachmittage versuchte ich diese schöne, seltene Rede weitläufig aufzuzeichnen, und am Abende trank ich in einer jungen, fidelen Gesellschaft Ihrer und unser aller Eltern Wohlsein. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht die innigste Bitte meines Prinzipals und meiner wegen der Kartoffeln. An unsere Strecker'sche Familie schreibt Schwester M. und auch ich noch heute, um mit einer nach Usedom gehenden Frau den Brief mitzugeben. Viele Grüße an alle Verwandte und Freunde von Ihrem sich mit kindlicher Liebe unterzeichnenden gehorsamen Sohn

J. Niesemann.“

Dieser Brief war auf den 20. datiert und sollte mit den zuerst herauswandernden als den 23. fort, mußte aber, da diese Auswanderung zum 27. als am Montage verschoben wurde, liegen bleiben.

Den 21. September 1813. Die vielen, durch die Nachstellungen der Franzosen verjagten Ragen heunruhigten unseren Kräuterboden aufs Neue. Es wurde Jagd darauf gemacht und noch heute ein junger Rater zu Boden gestreckt. Man sprach viel über die Delikatesse des Pferde-, Ragen- und Hundefleisches, und um mich hiervon zu überzeugen, so wurde diese abgezogen, mit heißem Wasser ausgewaschen und bis gegen Abend in kaltes Wasser gelegt. Drei viertel Pfund dieses fetten, reinen Ragenfleisches wurde mit gehöriger Menge Wasser gekocht, gequollener Reis, Grün, Salz und Wurzelwerk daran gethan und von meinem Kollegen Reinecke und mir mit dem größten Appetit verzehrt. Mehrere kosteten sowohl die Bouillon wie auch das Fleisch, fanden es sehr delikat und dem Kalb- und Hühnerfleisch am ähnlichsten.

Den 22. September 1813 wurde ein anderes Kälbchen von einem halben Pfunde mit Salz und Öl abgefräuscht, Vollen, Essig und Weißbier zugesetzt und in einem Schmortiegel solange geschmort, bis es mürbe wurde. Hierzu waren 1½ Stunden nötig, und um 4 Uhr war das Schmorstückchen fertig. So zugerichtet schmeckte es besser als gestern und konnte durchaus nicht für Kagenfleisch gehalten werden.

Den 24. September 1813. . . . Um die Stadt herum ist es ganz still, und in Fort Preußen und Damm allein werden alle Nacht Granaten und Haubizen, zuweilen auch Bomben geworfen.

Den 26. September 1813. Eine ganze Kaze, die auf Art der Hasenbraten zugerichtet war, wurde heute zum Abendbrot von Herrn Wegner, meinen beiden Kollegen und mir verzehrt. Herr Opitz, der morgen als Handlungsdiener die Stadt verlassen wollte und sich bis jetzt nicht hatte überwinden können, es auch nur zu kosten, versuchte es und fand es so wohlschmeckend, daß er gerne mehr geessen hätte, wenn mehr dagewesen wäre.

Den 27. September 1813. Mit Sehnsucht wartete Herr Opitz von 8—½9 am Berliner Thor, ehe sein Name verlesen wurde, und verließ dann froher wie irgend jemand die Stadt. . . .

Den 28. September 1813. Zwei gemeine holländische Soldaten bemächtigten sich unseres Mopses Ruddleli, der mich durch sein schreckliches Geschrei zu Hülfe rief. Mehrere Straßen durch verfolgte ich diese Nichtswürdigen Schritt auf Schritt, und am Paradeplatz erst holte ich sie ein. Es entstand ein tüchtiges Handgemenge, und nach vielem Stoßen, Werfen und Schlagen behielt ich durch Beihülfe des Bedienten vom Med. Rat Häger die Oberhand. Der Hund war in meinen Händen, und froh über den erfochtenen Sieg eilte ich nach Hause mit Ruddleli. Dies ganze Gefecht hatte den Bedienten Schröder aber so in Wut gebracht, daß er den Holländer noch einmal einzuholen suchte, am Roßmarkt auch wirklich kriegte und dort so jämmerlich zurichtete, daß der Gouverneur, der die ganze Affäre mitangesehen hatte, über la garde schrie, und beide wurden in die Wache gebracht. Es heißt, daß Schröder 14 Tage und der Hundedieb noch mal solange sitzen soll.

Den 29. September 1813. Da bei den 3 oder 4 noch backenden Bäckern durch die Zuströmung der großen Menschenmasse einige Kinder erdrückt worden waren, so wurde ausgerufen, daß durchaus nur Erwachsene von Morgens 8 bis 10 Uhr bei den Bäckern zum Brotholen kommen dürften. Ferner daß morgen eine Auswanderung stattfinden würde, wo aber keine Leiterwagen mit herausgenommen werden dürften.

Den 30. September 1813. Die zu heute angekündigte Auswanderung ging vor sich und war, da alles bis zu

Michaelis gewartet hatte, so stark, wie noch fast keine stattgefunden hat. Da sich beim Zurückgehen der Herausbegleitenden einige, die im Preussischen Lager gewesen waren, mit hereingeschlichen hatten, so wurde viel von der wohlfeilen Zeit vor dem Thore gesprochen, indem dort ein Pfund Butter 10 bis 12 Gr., ein Pfund Schinken 6 Gr., eine große Semmel 3 Pf. u. s. w. kosten sollte. Und froh über solche wohlfeilen Preise meldeten sich schon heute genug zu der Montagigen Auswanderung als am 3. künftigen Monats.

Den 1. Oktober 1813. Durch die Länge unserer gegenwärtigen Belagerung kam es, daß wir nicht allein Mangel an mehreren Medikamenten litten, sondern daß uns auch sogar unser nothwendiges Brennmaterial nämlich die Holzkohlen auszugehen angingen. Mein Prinzipal wie auch der Herr Friederich¹⁾, dem sie als Goldarbeiter ebenso unentbehrlich sind wie uns, suchten dem dadurch abzuhelpen, daß sie sich auf dem Trockenplatz beim Frauenthor selbst welche schwelen ließen. Es sind 2 Mielen, jeder von zwei Faden aufgebaut, und erst binnen 2 oder 3 Tagen läßt sich über die Güte und den Vorteil der selbst geschwelten Kohlen etwas Näheres sagen. . . .

Den 3. Oktober 1813. Ein junger Nationalfranzose, der vor einigen Nächten beim Patrouilliren zu desertiren gesucht hatte, hat den rechten Weg verfehlt und ist von anderen französischen Patrouillen ergriffen und heute vors Kriegsgericht gestellt worden, laut dessen er auf Mittag 12 Uhr von 12 Korporalen erschossen wurde. Wäre die alte Ordnung mit unserem Ausgehen beibehalten, so hätte ich auch Augenzeuge dieses schrecklichen Schauspielers sein können.

Den 4. Oktober 1813. Da seit einigen Tagen alle Bäcker zu backen aufgehört haben, so ist die Hungersnot der gemeinen franzöf. Soldaten so groß und treibt sie zu solchen Diebereien, daß man deren Ausführung für beinahe unmöglich halten sollte. Denn es darf sich kein einzelner mit Lebensmitteln oder gar Brot, ohne es nicht versteckt zu haben, auf der Straße sehen lassen, indem es ihm ohne weitere Umstände, wo nicht mit Güte, auf eine gewaltsame Weise von den Halbverhungerten entwandt wird. Sie scheuen sich selbst nicht, kleinen, unmündigen Kindern ihr Stückchen Brot aus der Hand zu reißen, einzelnen Frauenzimmern verdeckte Schüsseln fortzunehmen, und was dergl. räuberische Streifereien mehr sind. Selbst für die Einwohner war die Aufhörung des Bäcker-Brot-Backens ein unerwarteter Schreck und trug gewiß sehr viel dazu bei, daß heute 800 Seelen mit einmal herauswanderten.

Den 5. Oktober 1813. Die seit einigen Tagen eingetretene, kalte Bitterung währt noch immerfort, und in vergangener Nacht hat es schon Scheibenstarkes Eis gefroren.

¹⁾ Goldschmied, wohnte Ecke Breitestraße, obere Schulzenstraße.

Da man wegen Holzmangel auf der einen Seite hierüber sehr verdrießlich ist, so freut man sich auf der anderen um desto mehr, wenn man annimmt, daß dies ein Sporn der Schwedischen Scheerenböte sein könnte; wenigstens geben sie uns dies zu glauben heute Vormittag den augenscheinlichsten Beweis. Denn seit 3 Wochen hatten sie müßig hinter dem Schwarzenort gelegen, und nun schossen sie mit einmal 4 Stunden en suite 27 und 30 Pfünder auf den Zoll und hauptsächlich Damm.

Den 6. Oktober 1813. Der Apotheker Anwandter aus Damm war heute hier und gab uns einige Nachricht von den gestrigen facta der Schweden. Besonders erwähnte er zweier 27 pfünder, so es in und durch sein Haus zu gehen gefallen hatte. Eine davon ist mit unglaublicher Schnelle durch sein Laboratorium gegangen, hat, da sie vorher durch ein Schlafzimmer und zwar 2 Bettstellen mit Betten gefahren ist, das Kuhlfaß mit Federn bestreut und ist so, ohne etwas zu beschädigen, durch die Wand ins andre Haus gegangen. Die andre hat den Giebel seines Hauses bestreift, war durch die eine Seite des Schornsteins gegangen, von der anderen abgeprallt, den Schornstein bis zur Ofenröhre heruntergefallen, diese längst getrunzelt und so in dem Ofen oder vielmehr dem Zimmer des bei ihm logierenden Kommandanten Ferrin liegen geblieben.

Den 7. Oktober 1813. Das Pferdefleisch, so ich heute zu kosten Gelegenheit hatte, war mit Vollen, Öl u. s. w. geschmort worden, schmeckte dem Rindfleisch ähnlich und so delikate, daß ich mir alle Tage so ein Stückchen wünschte.

Den 8. Oktober 1813. Da das Pferdegeschlachten immerfort währt, und die der Einwohner fast alle verzehrt sind, so ging es heute auf die Verpflegungskommissionspferde los. Unter diesen befand sich auch die alte Stute meines Prinzipals, der, um sie hierdurch noch vielleicht zu retten, sie der Verpflegungskommission überlassen hatte. Die Pferde des Med. Rats Häger, Lehmann und Dr. Gelletnesky¹⁾ sollen der Aussage des Gouverneurs gemäß bis zuletzt bleiben.

Den 9. Oktober 1813. Auswanderungen einzelner Familien finden fast täglich statt; heute auch wieder eine große oder sogenannte allgemeine. Mehrere hundert Familien sah man mit ihren Bündeln, Karren, Kasten, Wagen, Bettstellen mit Rollen, und was dergl. Reisewagen mehr waren, stundenlang in dem ungestümen regniichten Wetter am Berliner Thor halten, und das Bitten, Schimpfen, Fluchen gab in der Ferne ein eigenes Getöse. Der Musikus Becker befand sich auch unter diesen und ging nach Stepenitz.

Den 10. Oktober 1813 . . . Um puncto 10 Uhr legte ich mich mit Herrn Wegener zu Bette, erzählten uns von diesem und jenem Gegenstande und schliefen endlich gegen 12 Uhr ruhig ein, bis wir am folgenden Morgen 1/26 Uhr

¹⁾ Kreisphysikus Dr. Gelletnesky.

den 11. Oktober 1813 durch einen heftigen Kanonendonner geweckt wurden. Wir blickten aus dem Fenster, und die Dämmerung ließ uns eine Menge Haubitzen mit ihren Feuerschwänzen in die Stadt und um uns herumziehen sehen. Schnell kleidete ich mich an, ging nach dem Boden und sah, wie alle Preussischen Batterien gleich einem hinaufziehenden Gewitter wetterleuchten und donnern ließen. Damm, Zoll und die Festung selbst wurden 3 Stunden en suite unaufhörlich beschossen, und durch das Zischen der Kugeln, das Zerplatzen der Haubitzen, und was es sonst noch war, wurde ein so immerwährendes Krachen hervorgebracht, daß man kaum hören konnte, was auf der Straße gesprochen oder geschrien wurde. Fast alle Häuser am Roßmarkt sind beschädigt worden theils durch das Zerplatzen der Haubitzen und theils durch die 24 pfünder. Ueberdies sind noch mehrere Häuser in der Wollweber-, Schuh- und Breitenstraße, ohne indeß doch Menschen getödet zu haben, beschädigt.

Den 12. Oktober 1813 . . . Die Preußen und Schweden sind heute wieder ganz ruhig, und bestimmten Berichten zufolge sollen sie morgen früh aufs neue anfangen.

Den 13. Oktober 1813. Soviel man auch gestern schwatzte, wie die Preußen ihr vorgestriges, angefangenes Bombardement oder vielmehr Granaten-Werfen heute fortsetzen würden, so war doch alles still . . .

Den 15. Oktober 1813 . . . Um 10 Uhr Vormittags fingen die Preußen recht tüchtig Victoria zu schießen an, und was die Franzosen betrifft, so verhielten sie sich diesmal sehr ruhig. Mit den 460 Herauswandernden wurden viele Begleiter mit herausgelassen, und unter anderen auch der Pol. Commiss. Mevius, der aber, da er sich den Preussischen Vorposten zu sehr genähert, auf eine sehr unsanfte Art mit Kolbenstößen empfangen und überhaupt als ein franz. Spitzbube behandelt worden ist.

Den 16. Oktober 1813. Schon gestern Abend hatten wir uns für ein geringes Trinkgeld eine gute Raze herbei zu schaffen gesucht, die heute nach den Regeln der Kunst geköpft, abgezogen, ausgenommen und bis zum Sonntag in Wasser und Essig gelegt wurde.

Den 17. Oktober 1813. . . . Am Abende verzehrten wir mit uns drei eine in rotem Wein usw. geschmorte Raze mit Vorderblättern und allem, so daß auch nicht ein Brizelchen davon übrig blieb. Ich kann nicht unterlassen, hier zugleich einen Preiscourant aufzustellen, in welchem . . . noch mehrere für Geld aufwiegbaren Nahrungsmittel angegeben sind als 1 Schffl. Weizen 48 Thl., 1 Schffl. Roggen 42 Thl., 1 Schffl. Erbsen 80 Thl., 1 Schffl. Gerste 2 1/2 Thl., 1 Pfd. Kaffee 4 Thl. 2 Gr., 1 Huhn 3 Thl. 21 Gr., Ein Ei 15 Gr., 1 Apfel 2 Gr., 1 Pfd. Speck 3 Thl. 12 Gr., 1 Pfd. Zucker 5 Thl. 22 Gr., 1 Ente 3 Thl. 21 Gr., 1 Birne 3 Gr., 1 Pfund Syrup 22 Gr., 1 Pfd. Butter

5 Thl. 12 Gr., 1 Pfd. Reis 5 Thl. 22 Gr. Auch unsere alltäglichen Speisen hier aufzustellen kann ich nicht unterlassen. Erbsensuppe, Klöße und Graupensuppe wechseln miteinander ab; aber die liebe Malzsuppe (gebörretes, gestoßenes und mit gleichen Theilen Roggenmehl gemengtes Malz) macht mit einem Stück grobes Schrotbrot unser unveränderliches Abendbrot aus

Den 19. Oktober 1813. Seit einigen Nächten hört man bei Damm eine ununterbrochene Kanonade, weil der Aussage der Dammenser gemäß die Preußen mit ihren Laufgräben der Festung zu nahe kommen. In Gesellschaft mit Herrn Wegener ging ich kurz vorm zu Bett gehen gegen 12 Uhr nach dem obersten Boden und wohnte hier, da es heute nicht zu kalt war, ein halbes Stündchen dem Geschieße bei. Es gewährte ein eigenes Vergnügen, wenn man so in verschiedenen Richtungen das Aufblitzen der Kanonen gleich einem fernen Wetterleuchten sah und erst spät nachher den Kanonendonner einem heraufziehenden Gewitter ähnlich hörte.

Den 20. Oktober 1813. Heute sah man nichts anderes als freudige Gesichter und hörte weiter nichts als vom Victoria der Preußen sprechen, so morgen durch den Kanonendonner soll verkündet werden. Worüber? Da ist man nun sehr verschiedener Meinung. Doch trifft alles dahin aus, daß Blücher bei Leipzig 5000 Gefangene und 90 Kanonen erbeutet hat.

Den 21. Oktober 1813. Wir schmeichelten uns gestern nicht umsonst mit der frohen Hoffnung, daß die Preußen ihr Victoria durch den Donner der Kanonen verkündigen würden, denn heute Morgen um 10 Uhr fingen sie wie gewöhnlich bei Pomerensdorf an und hörten, nachdem sie dreimal die Kunde um die Stadt gemacht hatten, bei Finkenwalde auf. Zuerst hörte man Kanonen- und dann Bataillonsfeuer, wonach mit Recht zu urtheilen war, daß hinter Damm oder überhaupt in der Finkenwalder Gegend die meisten Truppen ständen.

Den 22. Oktober 1813. Noch gestern Abend spät gingen Berichte ein, daß auf's Neue eine große Schlacht gewonnen und die ganze französische Armee in die Flucht geschlagen ist, die Preußen am künftigen Sonntage victorisieren und Tedeum singen werden. Alles ist außer sich vor Freude, und viele, so sich zur morgenden Auswanderung haben aufzeichnen lassen, bleiben hier, indem sie vermuthen, daß dies sehr viel zur baldigen Beendigung unseres Elends beitragen wird

Den 23. Oktober 1813. Wie groß die Holznoth bei der erst jetzt angehenden Kälte schon sein muß, läßt sich erraten, wenn man erwähnt, daß in vergangener Nacht drei und mehrere kleine Brücken von den Straßen aufgenommen und verbrannt sind. Bei weitem größer ist aber doch die Hungersnoth, denn alles Grüne, was nur nicht bitter schmeckt, wird vom Militär als Salat gegessen. Es finden aber auch

nicht selten Fälle statt, wo sie mit der Grastwurzel, der Malve usw. auch Nachtschatten und gar Wilsentraut mitpflücken und fressen.

Den 24. Oktober 1813. Da ich vor 8 Tagen die Wache hatte, so ging ich heute aus und zwar zuerst in die Kirche. Es predigte Pastor Lenz, den ich aber, da er sich überschrie oder auch viele Worte verschluckte, nicht verstand. Auch die von ihm gewählten Gefänge waren nicht mal in meinem Gesangbuch aufzufinden, und überhaupt hielt er gegen Riquet eine sehr schlechte, aufgewärmte Rede. Nach beendigtem Gottesdienst . . . sah ich die Preußen victorisieren und hörte sehr vernehmlich ihr Vivat Hurrah! Alsdann aß ich unser sonntägliches Gericht: dicke Erbsen mit Pöckelfleisch

Den 25. Oktober 1813. Das Schießen bei Damm währt noch alle Nächte unaufhörlich fort, und der Aussage der Dammenser gemäß soll dies daher rühren, daß die Preußen mit ihren Laufgräben der Stadt zu nahe kommen, die Franzosen es abzuwehren suchen, und dies von allen Seiten von den Preußen unterdrückt wird. Man sieht, wiewohl selten, einzelne glühende Kugeln von Damm aus nach den Preußen werfen. Vom Zoll sind heute einige theils aus Hungersnoth theils aus hinzutretender Kälte krepierete Soldaten ins Barnitzer Thor¹⁾ gebracht worden

Den 27. Oktober 1813. In der vergangenen Nacht entstand ohnweit der Kasematten am Berliner Thor in einer Wachtstube Feuer, wurde aber, ohne Schaden zu thun, von den Soldaten gelöscht. 120 Thaler Münz hat der allgemeinen Aussage gemäß der Gouverneur Grandeau für 1 Schffl. Vollen bezahlt.

Den 28. Oktober 1813. Das angefangene Frostwetter währt noch immerfort, und da, wo die Sonne nicht hinzukommen vermag, sah man es selbst in der Mittagsstunde Eis frieren. Mehrere einzelne Familien verließen heute die Stadt. Auch unser Arbeitsmann Johann befand sich darunter, und es wurde eine förmliche kleine Auswanderung gebildet.

Den 29. Oktober 1813. Unter den zu morgen Herauswandernden befindet sich ein Mädchen, deren Eltern in Stepenitz wohnen, und der ich einen schon heute früh geschriebenen Brief mitzugeben willens bin

Den 30. Oktober 1813. In vergangener Nacht drohte der Stadt neue Feuersgefahr, indem das brennende Stroh in der Wachtstube im Ackermannschen Hause²⁾ schon so um sich herumgegriffen hatte, daß die Tische und Spinde schon abgebrannt waren; nur den hinzueilenden Franzosen verdankte man es, daß nicht eine größere Feuersbrunst entstand. Bürgerliche trauten sich nicht einmal recht zum Löschen zu eilen, indem nur Tags vorher, nämlich gestern ausgerufen

¹⁾ Am Ende der Großen Kastadie.

²⁾ In der jetzigen oberen Schulzenstraße.

wurde, daß sich nach 10 Uhr keiner mehr auf der Straße sollte sehen lassen.

Den 2. November 1813. Zwölf Train- und 6 Kavalleriepferde wurden heute im Galopp zum Schlachthause geritten. Doch waren dies nicht die ersten franzöf. Pferde, denn schon die beiden vorletzten Male sind 32 vom Train und der Kavallerie genommen worden.

Den 3. November 1813. Die Katzen fangen jetzt rar zu werden an und lassen sich nicht am Tage, um sie mit Reulen erlegen zu können, sehen. Wir sehen uns daher genöthigt, zur Erreichung unseres Zweckes andere Mittel zu ergreifen, und der Vorschlag, den unser Stabenow that, Fallen aufzustellen, wurde gebilligt. Noch heute wurde eine solche Falle, die man auch zum Marder- und Iltisfang benutzen kann, zurecht gezimmert, deren Anfertigung folgende ist: 3 etwa 14 Zoll breite Bretter werden in Form eines Kastens zusammen-genagelt. Das 4te, so den Deckel bildet, wird in der Mitte zu 2 gleichen Längen gefügt und durch Nägel mit den Seitenbrettern verbunden. Zwischen diesen den Deckel bildenden Brettern wird eine 3zöllige Leiste genagelt, und auf dieser ein der Gabel ähnlicher Stock befestigt. Vermittelt Lederhespen werden die Fallthüren oder beiden halben Thüren an selbige geschlossen und nun erst ein starker Bindfaden an den Enden dieser Deckel befestigt. Mit diesem Bindfaden werden selbige in die Höhe durch den gabelförmigen Stock und so bis unten am Kasten gezogen. Hier tritt er nun vermittelt eines am Ende deselbigen befestigten Stöckchens mit der aus dem Kasten hervorragenden Klappe zusammen und bildet so die aufgestellte Fangmaschine. Diese hervorragende Klappe wird durch ein am entgegengesetzten Ende befestigtes Band schwebend erhalten und durch ein 4—5 zölliges, dünnes mit Fleisch oder Fisch benageltes Brettchen gebildet.

Den 4. November 1813. Kaum war die oben beschriebene Falle im Zwielficht aufgestellt worden, so hatte sich auch schon eine recht fette Katze darin gefangen, und es wahrte keine $\frac{1}{4}$ Stunde, so fing sich auch eine zweite. Sie waren beide grautigerartig gestreift, lieferten 2 schöne Bälge (zu Handschuhen), eine Menge Fett (mit Thymian, Majoran u. Asa foet. zum Schmalz) und die Hauptsache: zum Sonntag ein par gute Braten. Nachdem sie abgezogen, ausgenommen und mit heißem Wasser ausgewaschen war, wurde sie für's Erste in kaltes Wasser gelegt.

Den 5. November 1813. Mit den ausgebratenen Greben¹⁾ und den Lebern wurden heute neue Untersuchungen angestellt. Erstere gaben (mit einer Suppe) ein delikates Frühstück, und letztere für sich mit Schmalz und Öl gebraten ein noch delikateres Vesper. Die Suppe, deren wir uns gewöhnlich beim Frühstück bedienen, besteht aus franzöf. Zwieback, Bier, Kümmel,

¹⁾ = Grieben.

Öl u. s. w. und wird von uns selbst im Laboratorio bereitet. Das Brot, so in den Augen vieler jetzt Marzipan ist, kann diesmal nicht genossen und kaum zu dieser Suppe verwandt werden. Wahrscheinlich ist ein Fehler beim Säuern vorgegangen, denn es ist so klüßig u. so schwer, daß ein gewöhnlich, nicht allzugroßes Stück, so ich zum Vesper bekam, inclusive der Studentenbutter (des Salzes) 13 volle Loth wog.

Den 7. November 1813. . . . Zum Abendbrot begab ich mich nach Hause und aß hier ein delikat zugerichtetes Katzen-Ragout. Auch meiner Schwester trug ich ein Stückchen zum Kasten hin, die es sich einreden ließ, daß es Hammelfleisch sei, und es so mit dem größten Appetit verzehrte.

Den 8. November 1813. 200 Thl. Pr. Courant wurden heute dem zugesichert, der den Verfasser der auf Herwig & Dreher gerichteten Schmähchrift würde ausmitteln und anzeigen können. Alle Hoffnungen zu einer baldigen Übergabe der Stadt wurden heute verscheucht. Die Kapitulation ist ausgeschlagen, und bei Damm hört man schon wieder tapfer schießen . . .

[Hier folgt ein Nachtrag aus einem anderen Tagebuch aus dem März 1813. Es lautet:]

Im März wurden vom franzöf. Gouverneur 2 oder mehrere Apotheker zum Dienste des hiesigen großen Hospitals verlangt. Weder auswärtige noch hiesige wollten sich dazu hergeben, und dem Magistrat wurde aufgetragen, selbige aus hiesigen Apotheken herbeizuschaffen. Man forschte nach, und es wurde ausgemittelt, daß mein Prinzipal und nächst ihm Herr Apoth. Meißner sich zur Hergabe eines Gehülfs bequemen müßten. Wenige Stunden zuvor, ehe 2 Mann Exekution kamen, mußte als Stadtrath in Stadtangelegenheiten mein Prinzipal nach Berlin reisen, trug aber Hültebrand, der einige Lust zu diesem Dienste zeigte, auf, im größten Notfalle gehen zu müssen. Dieser war nun eingetreten, er ging, und die Exekution war gehoben. Der Gehülfe aus der Meißnerschen Apotheke wurde, nachdem er 8 Tage im Hospital gearbeitet hatte, krank, lag mehrere Wochen an dem ansteckenden sogen. Hospitalfieber, woran außer ihm noch 3 andere lagen, und 2 deutsche Apotheker und ebenso viele Chirurgen schon gestorben waren. Die ansteckende Krankheit grassirte immer fort, und da für den neuerdings krank gewordenen Apotheker ein neuer und zwar aus unserer Apotheke genommen werden sollte, so widersezte sich mein Prinzipal und schlug vor, daß, da keiner von den Apothekergehülfsen aus hiesigen Apotheken entbehrt werden könnte, die Lehrlinge aus allen 4 Apotheken und zwar von 8 Tagen zu 8 Tagen den Dienst verrichten sollten. Dies wurde einigermaßen angenommen, und mein Prinzipal sah sich genöthigt, den Anfang zu machen. Es war Sonnabends am 20. März, und wer am Sonntag würde ins Hospital gehen müssen, ließ sich schon mit Gewißheit voraussagen, noch dazu da ich nächst Hültebrand ältester Lehrling war. Meine Ver-

mutungen trafen ein. Schon an demselben Nachmittage mußte ich, weiterer Exekution abzuwehren, von Herodes zu Pilatus, von Msr. Masche zum Commis. du guerre, Pharmacien major u. wie die franz. Spitzbuben alle heißen mögen, laufen, und am Sonntag als am 21. März 1813 den Dienst eines wohlbestallten, franz. Pharmacien S. acd. reçu antreten. Weniger aus Furcht, von dem so schrecklich grassirenden Bazareth-Fieber angesteckt zu werden, als aus Vorsorge und Liebe für meine Eltern schwankte ich furchtsam und betrübt dem großen Hospital zu. Nichts war mich aufzurichten im Stande, entsetzlich der Gedanke an meine theuersten Eltern! Weit und breit, fast in ganz Pommern, müchte ich sagen, waren die Folgen dieser schrecklichen Krankheit bekannt, und wenn sie, meine gute Mutter nun erführe, daß ich mich selbst nicht allein in den Zimmern, wo sich viele Hunderte dieser Kranken befinden, aufhalten sondern diesen sogar Handreichung tun müßte, wie würde dies sie und alle theilnehmenden Freunde beunruhigen! Und wie leicht konnte ihnen dies nicht durch die noch immer einzelnen Fortgehenden bekannt werden! Wie entsetzlich war meine jetzige Lage! Keinen hatte ich, dem ich mich mittheilen konnte, und wie lang mußten mir nicht die 8 Tage werden, da meine guten Freunde, wenngleich sie das Haus vor mir nicht verriegelten, sich meiner, wie jeder das mit solcher Art Kranken zu thun pflegt, gerne entledigt sahen! Um wieviel mußte meine Angst und Besorgnis nicht zunehmen, als sich auch mein Kollege Hiltbrand legte und am 3. Tage schon das Hospitalfieber im größten Grade hatte! Und um wie vieles mußte nun auch mein Elend mit jedem Tage wachsen! Überdies war ich schwach von Natur, konnte nicht wie jeder andere früh vor 6 Uhr ein Bierglas voll Franz=Brantwein oder Wein hineingießen, auch nicht verlangen, daß schon so früh Kaffee für mich gemacht werden sollte, und dennoch mußte ich zur Erlernung des Caju (?)=Schreibens mehrere Säle, wo Hunderte von Fieberkranken, Blessirten und Venerischen lagen, bis Glock 9 Uhr mit nüchternem Magen durchlaufen. Doch war das Maß meines Leidens noch nicht angefüllt. Der längst erwünschte Sonntag, der allem Elende ein Ende machen sollte, erschien; der Pharm. maj. Haspel äußerte aber, mich nicht eher entlassen zu wollen, bis ein anderer käme, der auf längere Zeit die Geschäfte versehen helfen würde. Ich hinterbrachte dies dem Herrn H. A., der aber leider zu wenig that, um mich von diesem fatalen Dienste zu befreien, und ich mußte ebenso gut wie vorher zum Hospital wandeln.

Das Hinausgehen und Hereinkommen einzelner Personen wurde seltener. Den Wenigen, so nach Stepenitz gingen als H. C. Karpe mit seiner Familie, trug ich auf, meinen Eltern nichts von meiner gegenwärtigen, unglücklichen Lage zu entdecken. Der 8 tägige Dienst und der während dieser Zeit erlittene Kummer — dies alles zusammen hatte mich so abgespannt und so fühllos gemacht, daß ich fast keinen Schmerz

empfand und wenig über mein Schicksal nachdachte. Meiner fast unbewußt überließ ich mich an den Wachtagen der größten Einsamkeit des Schützen-Gartens. Dabei unterließ ich aber nicht, meinen Prinzipal auf's neue zu bitten, zur Rettung meiner Gesundheit oder gar meines Lebens doch irgend etwas zu thun, aber leider umsonst.

Als redender Beweis mag folgende gröbliche Antwort dienen, so er mir am 2. April auf meine Bitte (in welcher ich ihm vorschlug vorzugeben, daß ich krankheitshalber auf eine bestimmte Zeit zurückbleiben müßte) erwiderte: „Wie kannst du dich wohl unterstehen, mir mit solchen Sachen zu Halse zu kommen; ich habe meinen Kopf so voll genug. Bist du krank, so gehe nach Lehmann und laß dir etwas verschreiben. Gehe deine Wege und unterstehe dich in Zukunft nicht wieder so etwas.“ Ich mag dieser Antwort keine Erläuterungen beisetzen, doch sprechen die Worte selbst für den Character des Herrn H. A.

Wenige Tage nachher verfiel ich zum Glück aber in ein nicht sehr langes Krankenlager, wurde wie alle Kranke in unserm Hause sehr gut behandelt und von meiner Frau Prinzipalin 2—3 mal des Tages besucht. Selbst der alte Medecin en chef Herduin und Pharm. Maj. Haspel erzeigten mir diese Ehre. Nach 14 Tagen war ich wieder völlig hergestellt, ließ mir aber, ehe ich wieder in Dienst trat, vom Chirurgus Schiffer eine Fontanelle am linken Arm legen. Mein Kollege Hiltbrand wurde aber wie der junge Apotheker Gollmer, Heintze, Dr. Bull usw. ein Opfer dieser schrecklichen Krankheit Er starb im April. Da sich gegen Ende dieses Monats die Anzahl der Kranken sehr verringerte, mehrere von den krank gewesenen deutschen Apothekern wieder genesen, so bekam ich meinen vom Kriegskommissar Lombard unterzeichneten und unterschriebenen, längst gewünschten Abschied, und es wurden mir 20 Rthl. für meinen einmonatlichen Dienst zugesichert.

Beiträge zur inneren Geschichte des Amtes Mariensfließ im 17. Jahrhundert.

Von Dr. D. Grotensend.

Die folgenden Darlegungen sollen einen Einblick in die Zustände eines Theiles Pommerns gewähren, wie sie einerseits dort kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege gewesen sind, andererseits während dieser Schreckenszeit und zwei Jahrzehnte nach Friedensschluß sich entwickelt haben. Den Altstoff hierzu bot mir ein glücklicher Zufall, der mich gelegentlich einer archivalischen Untersuchung des alten Forstrentereiarchivs zu Jakobshagen, Kr. Saagig, drei hochinteressante Fascikel finden ließ: einen „Extrakt Mariensfließischen Amtsregisters von Michaelis 1626 bis Michaelis 1627“ (Tit. 3 Sect. 1

Nr. 2), ferner in einem „Inventarium über das Amt Marienfließ“ eine „Designation der beim Amte Marienfließ annoch vorhandenen Unterthanen“ vom Jahre 1643 (Tit. 3 Sekt. 2/3 Nr. 2), schließlich eine „Beschreibung der Unterthanen im Churfürstl. Amt Marienfließ anno 1665“ (Tit. 3 Sekt. 1 Gen. Nr. 7).¹⁾ Besonders wertvoll ist das letztgenannte Aktenstück, da es zu den einzelnen Höfen genaue Angaben darüber bringt, was aus den Besitzern der Höfe oder ihren Erben seit der Aufnahme der Jahre 1626/27 geworden war. Diese kurzen Mitteilungen bieten somit ein vortreffliches Material zu den Besitzwandlungen in den einzelnen Dörfern während der schlimmen Kriegszeit. Sie bieten aber auch ein erschreckendes Bild von der geradezu verheerenden Wirkung des großen Krieges, der bekanntlich Pommern besonders in den Jahren 1637—39 am schlimmsten heimsuchte. Über diese Verödung der Länder während des 30jährigen Krieges ist schon viel geschrieben worden; sie ist teils in den schwärzesten Farben gemalt, teils aber auch so gut wie ganz abgestritten worden; ja, man hat sogar von einer kultivierenden Wirkung jener Kriegszeit gesprochen. Gewiß! in mancher Beziehung mag in den Behauptungen der Vertreter letztgenannter Richtung etwas wahres, oder wenigstens ein Kern von Wahrheit enthalten sein. Aber es geht doch unmöglich an, wie es bisweilen in dahinzielenden Ausführungen zu beobachten ist, den Bekundungen amtlicher Quellen gegenüber die Augen zu verschließen oder sie als belanglos zur Seite zu schieben, nur um die schöne Theorie zu retten. Ich sage ausdrücklich „amtlicher Quellen“, denn ich weiß sehr wohl, daß die zahlreich erhaltenen gedruckten und handschriftlichen Lamentationen von Stadtoberhäuptern, Geistlichen, Besitzern u. a. über die Bedrückungen durch die Soldateska Wallensteins oder der Schweden nur mit größter Vorsicht aufzunehmen sind und daß das Korn Salzes dabei manchmal recht klein gewesen sein dürfte. Jenen Klagenden kam es nur darauf an, möglichst viel Kapital aus ihrer Notlage zu schlagen und durch das Mitleid die Säcke ihrer Fürsten oder Herren recht oft und möglichst weit zu öffnen. Aber was uns allein die Kirchenbücher von den Gräueln und Verwüstungen jener Zeit in kurzen, oft seltsam anmutenden trockenen Worten erzählen, das läßt sich nicht einfach durch ein Achselzucken aus der Welt schaffen. Wenn die Geistlichen jener Zeit das Mitleid für ihre mißhandelten Gemeinden erwecken wollten, dann standen ihnen andere Wege hierfür zu Gebote; jedenfalls waren die im stillen Amtsstübchen verbleibenden Kirchenbücher, die nur der Geistliche selber in die Hand bekam, nicht gerade die geeignetsten Mittel zur Erweckung einer allgemeinen werktätigen Hülfsleistung. Zu diesen mithin unbestreitbar lauterer Quellen treten noch die Akten und Protokolle der Behörden mit den

¹⁾ Sämtlich jetzt im Kgl. Staatsarchiv Stettin, Domänenrentamt Jakobshagen.

Erhebungen über die Leidenszeiten einzelner Ortschaften und Landesteile, in denen das ganze Elend jener entsetzlichen Zeit oft in nüchternen sachlicher Sprache dem aufmerksamen Leser in erschreckendem Bilde erscheint. Es kann wirklich nicht gerade als kulturfördernd angesprochen werden, wenn wir in den Amtsprotokollen unseres Nachbarlandes Mecklenburg im 17. Jahrhundert reichlich oft auf den Vermerk treffen „in diesem Dorf ist niemand mehr vorhanden“, oder wenn wir gar in einer amtlichen Erhebung des mecklenburgischen Amtes Stargard das beglaubigte Vorkommen von Menschenfresserei im Jahre 1639 feststellen können.¹⁾

Eine solche wertvolle und unanfechtbare Quelle für die Verödung des Landes im 17. Jahrhundert besitzen wir nun auch in den oben genannten Akten für das pommersche Amt Marienfließ. Ihre Angaben werden durch vereinzelte Notizen in andern Akten des Staatsarchivs (Herzogl. Stettiner Archiv P. II Titel 9 Nr. 26, Nr. 49, Nr. 50, Nr. 78 und Nr. 142) unterstrichen und erhärtet. Es ist immer das nämliche Bild: Verwüstung des Dorfes, Tötung oder Verjagung der Einwohner, Ausplünderung der Häuser bis aufs letzte, Verzehrung oder Vernichtung des Viehs und aller Lebensmittel. Gar mancher Bauernsohn und Hoferbe ist auch, mit Gewalt gepreßt oder durch die Lockungen des ungebundenen Kriegerlebens verleitet, dem Kalbsfell gefolgt und nie wiedergekehrt; sein Lebensschicksal ist nicht bekannt geworden, der Hof seiner Väter aber blieb leer und wüßt, Unkraut überwucherte den Acker. Auf diese verwüsteten Stätten aber neue arbeitsfähige Leute zu bekommen, kostete dem Amt große Anstrengungen; nicht selten mußte hierzu Gewalt angewendet werden. Und der Erfolg? Neue Kriegercharen überfluteten das Land, das mühsam wieder aufgebaute wurde vernichtet; die Bewohner aber flüchteten in andere Länder oder zogen in die Städte, wo sie mehr Schutz und Sicherheit zu finden hofften. Noch Jahrzehnte lang finden wir in den Akten Klagen der Amtmänner über die Öde der Dörfer. So heißt es im Jahre 1673 „es sind im Amte Marienfließ noch viele wüste Höfe“, „durch das leidige Kriegswesen sind viele wüßt geworden“, und 1677 „sind annoch viele wüste Bauernhöfe dort befindlich, die, wenn Mittel vorhanden wären, aufgebaut werden könnten“. Trugen auch zu diesen trüben Zuständen nicht nur die Durchzüge des 30jährigen Krieges, sondern auch die der auf ihn folgenden Kriege Brandenburgs und Schwedens ihr gut Teil bei, so ist doch, das ist aus den Akten klar ersichtlich, die schlimme Zeit der 30er Jahre des 17. Jahrhunderts ganz besonders an dem Elend des platten Landes schuld; die nicht minder davon betroffenen Städte sollen in diesen, einem rein ländlichen Bezirk gewidmeten Ausführungen unberücksichtigt bleiben.

¹⁾ H. Witte, Mecklenburgische Geschichte (Bismar 1913) Bd. 2 S. 172.

Ich will, um etwaigen Einwänden von vornherein zu begegnen, nicht unterlassen, zuzugeben, daß schon vor dem 30jährigen Kriege, im Anfang des 17. Jahrhunderts bereits öfters Klagen über Wüftwerdung von Bauernhöfen laut werden. Schuld daran war zum großen Teil die Ueberlastung der Bauern mit Lasten und Abgaben, die ihre Verarmung herbeiführten und die Verzweifelten nicht selten zu der, damals wahrlich nicht leichten Abwanderung unter andere Obrigkeiten veranlaßte. Aber diese Fälle waren, gemessen mit der Entvölkerung des Landes „in der Schwedenzeit“, doch nur gering an Zahl.

Zur Abrundung des Bildes von der Dauer oder auch dem Wechsel der Besitzzustände in den einzelnen Dörfern, habe ich noch einige andere Akten des hiesigen Staatsarchivs aus älterer und jüngerer Zeit (16. und 17. Jahrhundert) außer den bereits oben erwähnten herangezogen (Herzogl. Stettiner Archiv Pars II Titel 9 Nr. 79, Nr. 162, Nr. 340^b [Nr. 350] und Nr. 343. Stettiner Archiv Pars I Titel 112 Nr. 18 und Nr. 21. Hinterpommersches Lehnarchiv, Konsense 1661 Nr. 23. Domamt Jakobshagen, Titel 3 Sekt. 2/3 Nr. 4). Bei den in den Nummern 340^b und 343 sowie in dem an letzter Stelle oben genannten Aktenstück Titel 3 Sekt. 2/3 Nr. 4 überlieferten Einwohner-Aufnahmen aus den Jahren 1568, 1618/19 und 1686/87 sind die Höfe in derselben Reihenfolge aufgezählt wie in den Jahren 1626/27, 1643 und 1665, sodaß jeder einzelne Hof diese Jahre hindurch in bezug auf seinen Besitzer genau zu verfolgen ist. —

Das Amt Marienfließ, jetzt zum Kreise Saackig gehörig, liegt zwischen den Städten Freienwalde i. P. und Jakobshagen und war, außer den Dörfern Brüsewiz und Treptow, in früheren Jahrhunderten Eigentum des Nonnenklosters Marienfließ. Es gehörten damals zu diesem Besitz die Dörfer Ball, Büche, Falkenberg, Goldbeck, Klein-Schlattkow, Marienfließ, Nehwinkel und Zarnikow, sowie Teile der Ortshaften Dahlow und Pegelow. Nach Einführung der Lehre Luthers in Pommern wurde das Kloster als geistliches Stift aufgehoben und im Jahre 1569 in eine Versorgungsanstalt für Töchter bedürftiger pommerischer Adelsfamilien umgewandelt. Sein bisheriger Besitz wurde ihm so ziemlich belassen, die Oberaufsicht aber über dessen Verwaltung stand beim herzoglichen Amt. Der Ort Falkenberg wurde Ende des 16. Jahrhunderts für immer, die Dörfer Pegelow und Dahlow auch zeitweise, zu dem von Herzog Johann Friedrich neu eingerichteten Amt Friedrichswalde gelegt. Dagegen kamen im Jahre 1720 die Dörfer Brüsewiz und Treptow zum Amte Marienfließ; sie werden in der vorliegenden Arbeit aber nicht weiter berücksichtigt, da diese Zeit schon außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung liegt.

Das ganze Amt wurde am 28. Juni 1643 von der Königin Christine von Schweden dem Herzoge Franz Heinrich von Sachsen-Lauenburg wegen seiner der Krone Schweden geleisteten hervorragenden Kriegsdienste zum Nießbrauch überlassen, von ihm aber schon am 12. Dezember 1653 gegen Zahlung von 8000 Talern an den Großen Kurfürsten abgetreten. Damit kam es wieder unter die unmittelbare Gewalt des Landesherrn und seiner Verwaltungorgane.

* * *

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die Besiedelungs- und Besitzwandelungen in den einzelnen Dorfschaften des Amtes. Am Schlusse dieser Darlegungen sind die Angaben der Aufnahmen aus den Jahren 1626/27, 1643 und 1665/66 in Tabellenform wiedergegeben; aus ihnen erhellen jedem Leser auf den ersten Blick die trostlosen Zustände des Jahres 1643 und die mehr oder minder erfolgreichen, teilweise, wie schon gesagt, nicht ohne Anwendung von Zwangsmitteln erfolgten Bestrebungen der Behörden, die wüsten Stellen wieder mit leistungsfähigen Arbeitskräften zu besetzen. Sehr wertvoll sind, wie schon gesagt, die in den Jahren 1665/66 niedergeschriebenen amtlichen Erhebungen über den Verbleib der Besitzer aus den Jahren 1626/27 und ihrer Erben; sie sind in die jeder Dorfliste folgenden „Bemerkungen“ hinein verarbeitet. Zuvor aber werden aus diesen Tabellen Bearbeitungen dargeboten, die, von allen nur möglichen Gesichtspunkten aus betrachtet, die Ergebnisse jener trockenen amtlichen Angaben in jeder Hinsicht beleuchten mögen; hinzugenommen sind noch Ergebnisse aus den oben angezogenen älteren und jüngeren Akten aus der Zeit von 1568 bis 1686/87, wenn sie auch über den Rahmen der eigentlichen Betrachtungszeit, des Dreißigjährigen Krieges und der unmittelbar auf ihn folgenden zwei Jahrzehnte, herausragen. Die einzelnen Angaben sind für jede der Ortshaften in der gleichen Reihenfolge gemacht, um eine Möglichkeit schnelleren Vergleichens zu gewähren. Bemerkte sei noch, um falsche Bilder zu verhüten, daß in den amtlichen Bewohnerangaben fast durchweg die nicht mit Ländereien begabten Bewohner, wie Handwerker, Hirten, Instleute und auch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, die Müller fortgelassen sind; von ihnen sind im folgenden demgemäß bei den Zahlenangaben in den einzelnen Dörfern stets einige in Gedanken hinzuzufügen; genaues ist über ihre Zahl außer in den Matrikelangaben des Jahres 1628 sowieso nicht bekannt.

Als kleine, aber nicht unerfreuliche Nebenfrucht dieser Arbeit mag in den auf die Tabellen jedes Dorfes folgenden Bemerkungen für einen oder den andern Familienforscher mancher wertvolle Ertrag für die Geschichte seines Geschlechtes abfallen, da ja die Kirchenbücher dieses Amtes meist nicht so

früh einsetzen; sie beginnen¹⁾ in Ball: 1589, Büche: 1691, Dahlow: 1650, Falkenberg: 1646, Goldbeck: 1691, Klein-Schlatkow: 1618, Mariensfließ: 1691, Pegelow: 1650, Rehwinkel: 1589 und Zarnikow: 1777. Hier können darum diese Einwohnerverzeichnisse mit ihren oft sich auf mehrere Generationen, bis tief ins 16. Jahrhundert zurück erstreckenden Namenfolgen einer Familie ein vielleicht nicht unwillkommenes Hilfsmittel gewähren. — Zu den Formen der Namen sei noch bemerkt, daß sie stets in der Schreibart der Vorlage wiedergegeben sind, daß also in den Listen von 1568 oft die plattdeutsche, in den von 1618 schon die hochdeutsche Form überliefert ist (Formann = Fuhrmann, Niemann = Neumann, Schulte = Schulze, Teske = Tesche u. ä.). Folgende Vornamen endlich sind möglicher Weise nicht jedem Leser sofort erklärlich und bedürfen einer Erläuterung: Es ist Bahn aus Urban entstanden, Broes aus Ambrosius, Chim aus Jochim, Dam aus Adam, Diez aus Dietrich, Dikus aus Benediktus, Dinnies aus Dionysius, Drewes aus Andreas, Karsten aus Christian, Mewes aus Bartolomäus, Politus aus Hippolitus, Lewes aus Mattheus, Lies aus Matthias, Tönnies aus Antonius. Der Vorname Benz ist wahrscheinlich eine Genitivform des mittel-niederdeutschen Wortes Bent = Bursche.

* * *

I. Ball.

In diesem Dorfe saßen 1568 auf 64 Hufen 23 Bauern und 5 Kossäten; die Zahl der Bauern war 1626 auf 27, darunter ein Schulze, angewachsen, während außer den fünf Kossäten noch zwei Leute ohne nähere Bezeichnung aufgeführt werden. Im ganzen waren i. J. 1626 34 Höfe besetzt, deren Zahl bis zum Jahre 1643 auf sechs herabging, was einem Verluste von 82,3% gleichkommt. Bis 1665 hob sich der Bestand wieder auf 19 bewohnte Höfe (1 Schulze, 13 Bauern, 4 Kossäten und 1 Besitzer ohne nähere Bezeichnung), es betrug mithin der Abgang an Höfen gegen 1626 immer noch rund 44%, im einzelnen 48% bei den Bauern und 20% bei den Kossäten. Auf dieser Höhe etwa hielt sich auch noch 1686/87 die Zahl der Landbesitzer dieses Dorfes; damals zählte man dort 1 Schulzen, 11 Bauern, 4 Einhäufener (ein Mittelglied zwischen Bauern und den Kossäten) und 3 Kossäten, die außer ihren eigenen Hufen noch acht wüste Hufen besaßen. Von den 19 Hofbesitzern des Jahres 1665 werden neun als erbunterthan bezeichnet, vier weitere haben sich in Erbunterthänigkeit gegeben und einer ist nicht erbunterthan, bei den übrigen fünf fehlt jede nähere Angabe. Betrachten wir den Erbgang in Ball, so ergibt sich, daß

¹⁾ Grotefend, Bericht über die Verzeichnung der kleineren nichtstaatlichen Archive des Kreises Saagig in Pommern (Veröffentlichung der Histor. Kommission für Pommern II 1, 1918).

im Jahre 1626 auf 29 von den 34 Höfen noch Besitzer gleichen Familien-Namens wie i. J. 1568 saßen, meist die Söhne oder Enkel der Vorbesitzer; die Höfe hatten sich also zu fast 56%, d. i. weitaus der größte Prozentsatz des ganzen Amtes, in der Familie gehalten. Der Besitzwechsel auf den übrigen 15 Höfen muß sich vor dem Jahre 1618 vollzogen haben, die Akten geben uns nämlich zu diesem Punkt genauere Vergleichsangaben für die Jahre 1618 und 1626. In diesen beiden Jahren saß derselbe Mann in 21 Fällen (= 62%) auf dem nämlichen Hof, in sechs Fällen ein anderer seines Namens, und zwar, sicher in drei Fällen, der Sohn, zusammen also zu 80% dieselbe Familie, während auf sieben Höfen Träger anderer Namen, oft wohl durch Einheiraten, anständig geworden waren. Von diesen Besitzern des Jahres 1626 sind in der Zeit bis 1665 acht ohne Hinterlassung von Söhnen, sieben ohne Hinterlassung irgendwelcher Leibeserben gestorben; einer verlor alle seine Erben durch die Pest (besonders die Jahre 1638 und 1641 sind in jenem Amte als Pestjahre bekannt). Nur drei Söhne und zwei Schwiegersöhne von Besitzern der Jahre 1626 hatten 1665 den väterlichen bezw. schwiegerväterlichen Hof inne; bekannt werden uns noch weitere sieben Söhne, die aber nicht auf dem väterlichen Hofe saßen, der in zwei Fällen wüst lag, in fünf Fällen mit einem andern, darunter zweimal mit dem Bruder, besetzt war.

Drei Söhne von Besitzern des Jahres 1626 hatten den väterlichen Hof verlassen, der noch 1665 wüst lag, und bewohnten andere Höfe des Amtes (in Ball selber, in Klein-Schlatkow und in Rehwinkel). Aus dem Amte ausgewandert sind in der Zeit von 1626—1665 aus Ball sechs Einwohner, bei denen in drei Fällen der väterliche bezw. schwiegerväterliche Hof 1665 als leerstehend genannt wird, bei den übrigen fehlen die Angaben; von ihnen suchten sich zwei als Handwerker in pommerschen Städten ihr Brot, einer war Krüger in einem dem Amt benachbarten Dorf, bei den übrigen war näheres nicht bekannt. Diesen sechs steht nur ein Einwanderer aus dem Kreise Deutsch-Krone gegenüber.

Vergleichen wir schließlich noch die Jahre 1643 und 1665, so sehen wir, daß fünf von den sechs Besitzern des Jahres 1643 i. J. 1665 noch ihren Hof bebauten, während ein Hof auf den Sohn übergegangen war; die übrigen dreizehn Besitzer waren neu hinzugekommen.

* * *

II. Büche.

In Büche saßen 1568 auf 53 Hufen 21 Bauern und 6 Kossäten; bis 1626 war die Zahl der Bauern auf achtzehn (einschließlich des Schulzen) herabgegangen, während die der Kossäten auf zehn angestiegen war; weitere drei Mann werden 1626 noch ohne nähere Bezeichnung aufgeführt. Im ganzen

waren i. J. 1626 31 Höfe besetzt, deren Zahl bis zum Jahre 1643 auf fünf herabging; Büche büßte also während des 30jährigen Krieges rund 84% (!) aller bebauten Höfe ein. Bis 1665 war der Bestand der bebauten Höfe wieder auf 15 angewachsen (ein Schulze, sechs Bauern, fünf Kossäten und drei nicht näher Kennzeichneter); trotzdem betrug der Verlust an bebauten Hofstellen i. J. 1665 im Vergleich zum Jahre 1626 immer noch rund 51,6%, oder genauer 61% bei den Bauern, 50% bei den Kossätenstellen. Bis zum Jahre 1686 vermehrten sich die bebauten Bauernstellen auf elf (einschließlich des Schulzen), wozu noch vier Einhäufener hinzutraten; die Anzahl der Kossäten war auf zwei herabgegangen. Auffallend groß, entsprechend der schrecklichen Verödung des Dorfes während des 30jährigen Krieges, ist die Zahl der wüsten Hufen, die jene 17 Bewohner des Jahres 1686 außer ihren eigenen noch in Besitz hatten: sie betrug 20½! — Von den 15 Hofbesitzern des Jahres 1665 werden elf als erbunterthänig bezeichnet, einer hat sich in Erbunterthänigkeit gegeben, einer hat sich dagegen freigekauft, über zwei ist nichts näheres angegeben.

Nur auf sieben von den 31 Höfen des Jahres 1626, also nur bei rund 22,5% des ganzen Bestandes, saßen 1626 noch dieselben Familien wie 1568. Der Vergleich zwischen den Jahren 1618 und 1626 zeigt, daß auf 16 Höfen (rund 51,6%) derselbe Mann in diesen beiden Jahren noch auf dem nämlichen Hofe saß, in sieben Fällen ein anderer seines Namens, davon viermal sicher der Sohn; zusammen also bei 74,2% dieselben Familien, während auf acht Höfen andere Familien in deren Besitz gelangt waren. Interessant ist noch, daß in der kurzen Spanne Zeit von 1619 bis 1626 nicht weniger wie drei Familiennamen (Fabian, Korte und Zabel) aus den Reihen der Besitzenden Balls gänzlich verschwanden.

Von den 31 Besitzern des Jahres 1626 sind in der Zeit bis 1665 fünf ohne Hinterlassung von Söhnen, vierzehn überhaupt ohne irgend welche Leibeserben gestorben. Nur zwei ihrer Söhne und ein Schwiegerjohn hatten 1665 noch den väterlichen bzw. schwiegerväterlichen Hof inne. Dagegen liegt hier der einzige Fall des ganzen Amtes vor, daß ein und derselbe Besitzer in den Jahren 1626 und 1665 auf seinem Hofe saß. Welche Zeiten hatte er da vor seinen Augen vorbeigehen sehen und wohl auch selber am eigenen Leibe gespürt! Zwei Söhne und drei Schwiegersöhne von Besitzern des Jahres 1626 hatten 1665 andere Höfe in Büche in Besitz, davon war in je einem Fall der väterliche und der schwiegerväterliche Hof leer, in den übrigen drei Fällen durch einen andern, einen Fremden, besetzt. Weitere vier Söhne und zwei Schwiegersöhne sind in andere Dörfer des Amtes gezogen (Goldbeck, Klein-Schlattow, Marienfließ und Kehnwinkel), obwohl in fünf Fällen der väterliche Hof leer stand.

1665 werden drei Höfe ausdrücklich als „wüst“ bezeichnet; 1643 heißt es in dem Amtsbericht noch: „fünf Bauern- und drei Kossätenhöfe können wohl noch wieder verbessert werden.“ Einer Abwanderung aus dem Amte hinaus in der Zeitspanne von 1625—1665 in Höhe von zehn Besitzern, bei denen in sechs Fällen der väterliche Hof leer stand, in vier durch einen Fremden besetzt war, steht eine Einwanderung von sechs gegenüber. Von Ersteren zogen zwei als Handwerker in Städte, nicht weniger als vier folgten als Soldaten den durchmarschierenden Heeren und blieben seitdem verschollen, über die anderen ist genaueres nicht bekannt. Einer, der in der schlimmen Kriegszeit nach Ostpreußen ausgewandert war, hatte seinen Sohn in die alte Heimat zurückgeschickt, wo er als Pastorknecht sein Brot verdiente, auf dem großväterlichen Hofe saß ein Fremder, ein Zugewanderter.

Von den fünf Besitzern des Jahres 1643 saßen i. J. 1665 noch zwei auf ihren Höfen, einen dritten Hof hatte (vielleicht?) ein Sohn geerbt; die übrigen zwölf Besitzer waren neu hinzugekommen.

* * *

III. Dahlow (Klosteranteil).

In dem dem Stifte Marienfließ gehörenden Anteil des Dorfes Dahlow saßen 1568 auf 30½ Hufen zwölf Bauern und sieben Kossäten; bis 1626 hatte sich die Zahl der Bauern um eine vermindert, die der Kossäten hatte sich auf der gleichen Höhe erhalten, außerdem wird noch ein Krüger erwähnt. Im ganzen waren 1626 noch 20 Höfe besetzt, deren Zahl bis zum Jahre 1643 auf zwei herabging, sich also um 90% (!) verringerte. Dahlow steht in bezug auf diese Kriegsschädigung an erster Stelle im Amte Marienfließ. Zwar hob sich der Bestand an besetzten Höfen bis zum Jahre 1665¹⁾ wieder auf sieben (vier Bauern, ein Kossät und zwei Leute ohne nähere Angaben), aber trotz dieser relativ großen Besserung hat kein anderes Dorf des Amtes einen derartig hohen Prozentsatz (65%), bei den Bauern 63,6, bei den Kossäten gar 85,7%, an Verlusten aufzuweisen, vergleicht man die Jahre 1626 und 1665. Das Dorf erholte sich in der nächsten Folgezeit nicht, sondern nahm an Bewohnern sogar noch mehr ab; 1686 saßen dort fünf Bauern und ein Einhäufener, aber kein Kossät mehr. Von den sieben Hofbesitzern des Jahres 1665 wird einer als erbunterthan bezeichnet, einer hat sich in Erbunterthänigkeit gegeben, bei den übrigen fünf fehlen nähere Angaben.

Von den 20 Höfen des Jahres 1626 waren nur zwei, also 10%, von der gleichen Familie bewohnt wie i. J. 1568; in den Jahren 1618 und 1626 saß in 20 Fällen, mithin bei 60%, derselbe Mann auf dem nämlichen Hof, in weiteren

¹⁾ Über einen zum Jahre 1626 genannten Hof fehlt jegliche Angabe in den Bemerkungen aus dem Jahre 1665.

zwei Fällen ein Träger gleichen Namens, zusammen also in 14 Fällen, d. h. 70%, wenigstens dieselbe Familie, während auf die übrigen sechs Höfe Fremde gelangt waren. In der Zeit von 1619 bis 1626 sind übrigens nicht weniger wie drei Familiennamen des Ortes aus dem Kreise der Besitzenden verschwunden: Eiert, Hünke und Ringehand.

Von den 20 Besitzern des Dorfes Dahlow (Klosteranteil) sind bis zum Jahre 1665 drei ohne Hinterlassung von Söhnen, elf ohne Hinterlassung irgend welcher Leibeserben gestorben. Nur ein Sohn eines Besitzers aus dem Jahre 1626 war 1665 im Besitze des väterlichen Hofes.

Einer Einwanderung von vier Besitzern aus Klein-Schlattow in der Zeit von 1626 bis 1665 steht eine gleich hohe Auswandererzahl gegenüber. Von diesen hatte einer Kriegsdienst genommen und war dann in Succow a. d. Thna aufgetaucht; sein und der übrigen drei Aufenthaltsorte sind 1665 nicht bekannt. Vielleicht hatte das Amt noch die Hoffnung, des einen wieder habhaft zu werden, denn es gibt als besondere Kennzeichen bei ihm an „ist klein und hat rote Haare“.

Beide Besitzer aus dem Jahre 1643 saßen noch 1665 auf ihrem Hof; von einem heißt es 1643, er fange erst an sich einzurichten. Da er aber bereits 1626 auf demselben Hof saß, so läßt sich aus jener Bemerkung auf völlige Zerstörung des Hofes während der Kriegsjahre schließen.

* * *

IV. Falkenberg.

Für diese Ortschaft, die wie gesagt, schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts zum Amte Friedrichswalde gelegt worden war, ist naturgemäß in den hier benutzten Akten nicht viel Vergleichsmaterial vorhanden. Im Jahre 1568 saßen dort auf 65 Hufen 24 Bauern und 5 Kossäten. Die Zahl der besetzten Höfe war bis 1626 auf 33 angewachsen, betrug 1643 dagegen nur noch 17; das Dorf hatte mithin eine Einbuße von rund 48,5%. Auf neun von den 33 i. J. 1626 besetzten Höfen (= rund 27,6%) saß noch dieselbe Familie wie 1568. Während der Jahre 1618 und 1626 wohnte auf 24 Höfen (= rund 72,7%) derselbe Mann, auf weiteren fünf ein Träger seines Namens, mithin auf rund 87,8% der Höfe dieselbe Familie; vier Höfe waren innerhalb dieser kurzen Zeit mit einem Fremden besetzt worden; eine Familie (Bremer) war aus der Reihe der Besitzenden in Falkenberg ganz ausgeschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Zuwachs der Sammlungen. (Museum.)

Bruchstücke eines Bronze-Hohlwulfes, ein roh behauenes Steinbeil, das Ende einer Feuerstein-Speerspitze, drei Spinnwirtel, ein Schleifstein, vier defekte Urnen. Geschenk aus dem Nachlaß

des in Singlow verstorbenen Lehrers em. B. Richter. J.-Nr. 7664/74.

Zwei vergoldete, silberne Trauringe aus dem Jahre 1789 und das Schiffsmodell des Passagierdampfers „Kaiser Wilhelm II.“ in einem Glaskasten von 97½ cm Länge, angefertigt vom Rentner, ehemaligen Kaufmann Franz Anton Otto in Stettin, in seinem 88. Lebensjahre. Nebst anderen Gegenständen von Frau Rentner Otto, laut letztwilliger Verfügung ihres, im Juli 1915 verstorbenen Mannes dem Museum geschenkt. J.-Nr. 7675/6.

Eine gestickte, weiße Atlas-Bräutigamsweste vom Jahre 1850, ein Paar weiße Brautschuhe, gleichartig, ein Armband und eine Blume aus Haaren gearbeitet, ein Bouquethalter, eine Haarnadel mit bunten Steinen, eine Tuchnadel mit geschnitztem Hund und eine Nadel mit Akatbirne, zwei Kinderklappen aus dem Jahre 1860, ein gestickter Pompadour (1820), ein Kartenteller und vier Whist- und Bostonfächchen. Geschenk des Geh. Regierungsrats E. Friedel in Berlin aus dem Nachlaß seiner Schwiegereltern, des in Greifswald verstorbenen Apothekers Ernst Schenk und seiner Gemahlin Minna, geb. Hinrichs, in Greifswald. J.-Nr. 7677/92.

Farbige Zeichnung des alten Gymnasialgebäudes vom Marienstift in Stettin, Examensarbeit des Geh. Regierungs- und Baurats Wilhelm Brunner in Berlin, außerdem eine größere Zahl japanischer Silberbogen und 16 verschiedene Münzen, die teilweise zu einem Armbande zusammengefügt sind. Aus dem Nachlaß des in Stettin verstorbenen Kaufmanns Otto Brunner geschenkt von dessen Witwe durch ihren Schwiegersohn, den Kaufmann Julius Eduard Köchling in Stettin. J.-Nr. 7693/4.

Kopie von Hans Krauß-München 1915 von einem Delgemälde vom Schloß zu Stettin von Joh. Maria Montù 1781—1856. Geschenk des Referendar a. D. Walter Dieren in Stettin. J.-Nr. 7695.

Ein Kupferstich von B. Hübner 1788: „Friedrich des Zweiten Ankunft im Elysium.“ Eingerahmt. Geschenk des Schutzmanns Hermann Steinborg in Stettin durch Rentner Gustav Adolf Kaselow. J.-Nr. 7696.

Eine Renntierstange, gefunden bei Wiesenmeliorationen in Mißow, Kreis Rummelsburg, und geschenkt von Rittergutsbesitzer Stolz a. Mißow durch Rentner Gustav Adolf Kaselow in Stettin. J.-Nr. 7697.

Eine messingene Schaumkelle und ein messingenes Plättchen. Geschenk der Frau Rentner Kaselow in Stettin. J.-Nr. 7698.

Ein messingener, korbförmiger Fischweimer mit der Jahreszahl 1753, altes Familienhausgerät, Geschenk des Kaufmanns S. L. Fubel in Stettin. J.-Nr. 7701.

Eine Lichtpußscheere aus Stahl. Geschenk der Frau Justizrat Ritschel in Stettin. J.-Nr. 7702.

Ein eisernes Schwert aus dem 16.—17. Jahrhundert, ausgebagert aus der Ober beim Vulkan. Geschenk des Sohnes des Händlers Hermann Kien in Bredow-Stettin. J.-Nr. 7703.

Ein Schwert mit leichtem Holzgriff von 12 cm Länge mit 61 cm langer, blattförmiger Klinge aus Eisen, dazu Reste einer Scheide aus Schlangenhaut. Angeblich in einem Graben bei Bodejuch ausgegraben. (Das Schwert, ein „Degen der Zanguebaren“, ist jedenfalls ostafrikanisch.) Geschenk des Kaufmanns Hermann Otto Jppen in Stettin. J.-Nr. 7704.

Eine eiserne Lanze (Bauernspeer) mit Stiel, 2,70 m lang. Gefunden unter den Dachsparren des Kirchturmes in Schlenzig, Kreis Schivelbein, mit mehreren gleichen Speeren. Geschenk des Rittergutsbesizers Gottschalk in Schlenzig. J.-Nr. 7705.

- Eine Anzahl wendischer Scherben vom Burgwall an der Moltow in Rügenhagen, Kreis Schwelbin. Gesammelt und geschenkt von Kreisbaumeister Westmann in Schwelbin. J.-Nr. 7706.
- Ein Spinnwirtel, ein Urnenbedeckel, eine Urne und eine Bernsteinperle an einem Bronzefettchen, aus dem Ackerland des Besitzers Eduard Thurow in Darsekow, Kreis Rummelsburg. Geschenk des Lehrers Dresens in Darsekow. J.-Nr. 7707—10.
- Ein Amulett aus Stein, ein sitzendes Tier auf einem Postament darstellend, 4 1/2 cm. hoch, angeblich gefunden in einem steinzeitlichen Ganggrab in der schwedischen Provinz Schonen, und ein Bronzeschaber zur Leberbereitung, gefunden in einem Grabhügel in Schonen. Geschenk des Herrn Juan Traugott in Stockholm, übermittelt durch Major Henry in Stettin. J. 7711 u 7712.
- Ein Bronzehohlfeld oder Lüllenart mit undurchstochener Dese, 8 1/2 cm. hoch, 5 cm. Schneidenbreite, und ein Sichelmesser, 8 1/2 cm. lang. Ausgebagert zwischen Greifenhagen und Ripperwiese. J.-Nr. 7718/14.
- Gedenkblatt an die 50jährige Vereinigung Neu-Vor-Pommerns mit Preußen. Otto Heyden fec. Druck von H. Berg in Berlin. In volkstümlich kerbgeschmücktem Rahmen. Geschenk des Superintendenten Stengel in Stettin. J.-Nr. 7715.
- Eine Ansicht von Stettin von der Oder aus (Lithographie von Dessow), ein weißes gesticktes Kopftuch und eine Glückwunschkarte der Biedermeierzeit. Geschenk von Frau Herzog in Finkenwalde. J.-Nr. 7716/8.
- Sieben Urnen aus einem spät-bronzezeitlichen Gräberfeld in Schlennin bei Neubuckow, Kreis Bublitz, eingesandt von Administrator Harmel in Schlennin. J.-Nr. 7719—25.
- Ein kupferner Kochtopf mit Deckel, ein kupfernes Schöpfmaß, ein Messingtrichter, eine Kugellaterne aus Messing, eine messingene Lichtpußscheere, ein Schaumlöffel, ein Durchschlag, eine Wachsstockbüchse mit Perflückerei und ein eingerahmter Silberfranz mit Widmung zur Silberhochzeit. Geschenk des Fräulein Marie Boldt in Stettin. J.-Nr. 7726—30.
- Zwei Messingleuchter, eine Nachtlampe, eine Lampe aus Messing, eine Reibe, ein Durchschlag, eine Messingplatte mit Kohlenbedeckung zum Erwärmen. Geschenk von Fräulein Mathilde Brehmer in Pölit. J.-Nr. 7732—38.
- Ein rohbehauenes Steinbeil, 18 cm lang, ein gleiches, 17 1/2 cm lang, ein vierkantig behauenes Steinbeil, Schneidenende eines hellgrauen Steinbeiles, Fragment einer Feuersteinsäge, zwei Fragmente von Feuersteingeräten und zwei Feuersteinmesser, gefunden auf der Insel Rügen, angekauft von Frau Wendt in Stettin aus dem Nachlaß ihres im Kriege gebliebenen Mannes.
- Ein Zinn-Willkommen und fünf gleichartige Bierhumpen aus Zinn von den Tuchmacherknappen in Greifenhagen aus den Jahren 1774 und 1767. Angekauft. J.-Nr. 7748—23.

Literatur.

- Deine Heimat in und nach dem Weltkrieg, Gedanken zur Heimatpflege nebst Verzeichnis einer Heimatbücherei. Von Gymnasialdirektor Dr. Gustav Eske. Max Mallin, Stargard 1916. Preis 80 Pfennig.
- Ein lezenswertes Schriftchen, voll sinniger Gedanken, die der bekannte Stettiner Schulmann in seiner heffischen Heimat, im Sieger-

land und seit einer Reihe von Jahren in der neuen pommerschen Heimat durch Tat und Wort verbreitet hat. Nun will er in knappen, zielweisenden Sätzen Wesen und Aufgabe echter Heimatpflege klären, will den vielen, die noch zu wenig sehen oder nicht tief genug in den Kern der Sache eindringen, die Augen öffnen. Und die Wege und Mittel, die er weist, werden sicher manche neuen Kräfte werben, nicht nur bei der Jugend, bei unsern Kriegern, für die der Verfasser wohl zunächst geschrieben hat. Viele Stadtkinder, die im flüchtigen Wechsel unserer Zeit so oft den Wohnsitz wechseln und bald nirgends heimisch sind, möge aus der Schrift lernen, was ihnen die alte Heimat war, und wie sie eine neue gewinnen. Von besonderem Wert wird das inhaltvolle Verzeichnis der Bücher und Schriften einer pommerschen Heimatbücherei sein, die der Verfasser in jahrelanger, emsiger Arbeit für das Stettiner Stadtgymnasium zusammengebracht hat. Enthält sie doch manch seltenes Stück, zumal aus Pommerns schöner Literatur. — Wir wünschen dem durch fesselnde Darstellung und eine Auswahl guter Bilder ausgezeichneten Büchlein viele Leser.

D. Altenburg.

Das Lutherlied Eine feste Burg ist unser Gott! in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Vortrag von Dr. M. Wehrmann, Königl. Gymnasialdirektor in Greifenberg i. Pom. Stettin, J. Burmeisters Buchhandlung 1916. 50 Pfennig.

Hern folgt man den Ausführungen des kundigen Verfassers; denn er deutet uns in seinem anregenden Vortrag Entstehung, Sinn und die unvergleichliche Kraft des alten Lutherliedes, das in unsern Tagen neben dem Liebe von Deutschland zum „eigentlichen Kampf-, Sieges- und Nationallied“ aller Deutschen, auch der katholischen, geworden ist. Die Geschichte des Liedes in Wort und Weise verfolgt der Verfasser von seiner Entstehung an (dessen Jahr sich nicht bestimmen läßt), geht besonders auf seine Verbreitung in Pommern ein (älteste Form niederdeutsch im Stettiner Gesangbuch von 1576) und zeigt an trefflichen Beispielen (Kurt Anker, Rudolf Herzog, Hans Benzmann, Hanna Siebert) das Fortleben des Lutherliedes in der Kriegsbedingung unserer Tage.

D. Altenburg.

Im Schlesienschen Bonifatius-Vereinsblatt Jahrgang 55 (1914) Nr. 7 und 8 hat Pfarrer Dr. Pirotek in Kößlin eine kleine Altstudie über „Die Bemühungen der Kößliner Katholiken um die Vertrauenskapelle“ veröffentlicht.

Inhalt.

- Anzeigen und Mitteilungen. — Nachruf auf Rudolph Abel. — Aus einem Tagebuch über die Belagerung Stettins i. J. 1813. — Beiträge zur inneren Geschichte des Amtes Marienfließ im 17. Jahrhundert. — Zuwachs der Sammlungen (Museum). — Literatur.

Für die Schriftleitung: Archivar Dr. Grotesend in Stettin.
Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin.
Verlag der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin.